

Erinnerungen eines Lindener Jungen – Überleben im Zweiten Weltkrieg, 1942-1945



Manfred Ebers mit Mutter und Schwester Vera

Die Jahreswende 1942/43

In Hannover wurde der Bombenkrieg immer heftiger. Wenn in der Umgebung Einschläge zu hören waren, gingen wir Kinder anschließend noch neugierig hin, um uns die Trümmer anzusehen. Ich erinnere mich an ein völlig zerstörtes Haus in der Egestorffstraße.

Nachts heulten immer häufiger die Sirenen, und wir mussten in den Keller unseres Hauses, wo es keine Heizung gab. Für uns Kinder war das schlimm – wir waren müde und kaum imstande, uns selbst anzuziehen. Wenn meine Mutter mich angezogen hatte und sich dann meiner kleinen Schwester zuwandte, zog ich mich oft wieder aus. Einmal pinkelte ich sogar in meine Schuhe, weil ich im Halbschlaf dachte, der Nachttopf stünde vor mir.

Im Keller war es kalt. Die Hausbewohner saßen im Kreis und warteten darauf, dass etwas passierte. Wenn Bomben in der Nähe einschlugen, bebte der Boden, und alle zogen den Kopf ein. Ein solcher Luftschutzkeller bot keinen wirklichen Schutz – die zusätzlich eingebauten Balken gaben zwar etwas Stabilität, doch bei einem Direkteinschlag wäre alles vorbei gewesen.

Wenn der Lärm der Flugzeuge weiterzog und Ruhe einkehrte, sangen wir manchmal oder spielten Kreisspiele. Einmal trat dabei eine Nachbarin in den bereitstehenden Wassereimer, den man als Löschmittel vorgesehen hatte. Sie musste – trotz andauernden Alarms – nach oben, um sich umzuziehen.

Die Angriffe wurden von Tag zu Tag heftiger – tagsüber wie nachts.

Die Nacht vom 8./9. Oktober 1943

In dieser Nacht griffen 504 britische Bomber Hannover an. Um 0:34 Uhr wurde Alarm gegeben, um 1:05 Uhr begann der Angriff. Am Morgen war Hannover ein Trümmerfeld: 1.245 Tote, 250.000 Obdachlose, fast 4.000 zerstörte Wohnhäuser sowie zahlreiche öffentliche Gebäude und Industrieanlagen. 27 Flugzeuge wurden abgeschossen – es war der reine Wahnsinn.

Wir saßen im Keller und warteten auf unser Ende. Doch diesmal traf es uns nicht. Am nächsten Morgen bot sich auch in unserer Straße ein schlimmes Bild: Überall lagen Scherben, viele Fenster waren zerborsten. Die Menschen hämmerten Holz oder Pappe über die Rahmen, um Wind und Kälte fernzuhalten.

Meine Mutter schickte mich los, um Pappe bei der Firma Küster in der Nieschlagstraße zu besorgen. Ich bekam tatsächlich eine etwa zwei mal zwei Meter große Platte und schleppete sie – gerade einmal sechs Jahre alt – nach Hause. Mutter schnitt sie zurecht und nagelte die Stücke über die zerbrochenen Scheiben. Nach neuen Angriffen fielen sie oft wieder heraus, doch sie nagelte sie immer wieder fest.

Später kamen meine Tante und mein Onkel zu uns. Ihr Haus in der Weißekreuzstraße war abgebrannt; sie hatten alles verloren. Sie zogen bei uns ein. Wir teilten uns das Schlafzimmer, und auch die Küche nutzten wir gemeinsam – was oft zu Reibereien führte. Schließlich beschloss meine Mutter, mit uns Kindern für einige Wochen zu einer Verwandten nach Aschersleben zu fahren.

Zeit in Aschersleben

Die Reise dorthin war abenteuerlich, denn Hannovers Hauptbahnhof und viele Gleise waren zerstört, Straßenbahnen fuhren kaum noch. Wir gingen zu Fuß mit Koffer und Kinderwagen bis zur Hildesheimer Straße, fuhren mit der Linie 11 nach Hildesheim und von dort mit dem Zug weiter nach Aschersleben.

Die Tante wohnte mit ihrem Sohn in einem kleinen Gartenhaus mit zwei Zimmern. Dort gab es kaum Fliegeralarme – und selbst wenn, nahm man es gelassen: Es gab keine Schutzräume; fiel eine Bombe, war man eben tot. Die Menschen hatten eine fast fatalistische Haltung entwickelt – irgendwann traf es jeden.

Für unsere Mutter war diese Zeit eine Erholung für die Nerven. Wir schliefen zwar zu zweit in einem Bett, meine kleine Schwester im Kinderwagen, doch das war längst Alltag. Meine Schwester bekam die Masern, aber verglichen mit den Zuständen in Hannover war das fast ein Glücksfall. Die Tante, deren Mann ebenfalls im Krieg geblieben war, verdiente etwas Geld mit Heimarbeit – sie klebte Papiertüten, und wir halfen ihr dabei. Ich durfte sogar schon selbst kleine Tüten kleben.

Ich spielte viel mit meinem Cousin im Garten. Besonders erinnere ich mich an den Obstkeller – voller Äpfel, ein seltener Genuss in Kriegszeiten. Als der Winter kam, kehrten wir nach Hannover zurück – und waren erleichtert, dass unser Haus noch stand.

Zurück im Krieg

Fast täglich ertönten die Sirenen. Unsere Federbetten lagerten wir inzwischen im Kohlenkeller. Oben schliefen wir angezogen unter Decken – es lohnte sich nicht mehr, sich auszuziehen. Eine gepackte Reisetasche stand stets bereit: mit Papieren, Wertsachen und Erinnerungsstücken, die man im Notfall mit in den Keller nahm.

Die Hausgemeinschaft war eng zusammengerückt – man war fast wie eine Familie. So verging das Jahr 1944: ohne Höhepunkte, aber immer mit der Angst im Nacken.

Frühjahr 1945 – Eine Bombe schlägt in unser Haus

An einem Samstagvormittag wollte Mutter uns Kinder gerade baden, als Voralarm gegeben wurde. Wir hörten im Radio: „*Feindliche Flugzeuge über dem Steinhuder Meer mit Anflug auf Hannover, luftschutzmäßiges Verhalten ist erforderlich.*“

Mutter zog meine Schwester hastig wieder an, stellte die Zinkwanne mit dem warmen Wasser auf die Herdplatte des heißen Kohlenherdes, stellte den nebenstehenden Gasherd aus und rannte mit uns in den Keller.

Kaum waren wir unten, da erschütterte ein gewaltiger Schlag das Haus – das Licht erlosch, Staub erfüllte die Luft. „Das war aber dicht dabei“, sagte Mutter ruhig. Im Keller wurden die für den Notfall angeschafften Petroleumleuchten angezündet. Dann kamen Nachbarn die Treppe herunter: „Oben ist alles kaputt!“

Trotz der Angst blieb Raum für Galgenhumor – wir waren vom Ruß schwarz, andere vom Putzstaub aus dem Treppenhaus weiß, und Mutter witzelte, sie habe noch nie die Nachbarin, die immer nur schwarz trug, mit weißem Hut gesehen. Die Nachbarin erwiederte: Und ich habe sie noch nie als Schornsteinfegerin gesehen.

Als es draußen ruhig wurde, trauten sich einige hinaus. Unser Haus war zur Hälfte zerstört. In der dritten Etage unserer Nachbarwohnung wurde durch den Explosionsdruck ein Klavier durch die Außenwand zur Struckmeyerstraße geschleudert. Es lag unten vor der Schlachterei im Erdgeschoss. Die Bombe muss schräg von der Ecke aus durch das Haus geflogen sein. Die vierte Etage war komplett zerstört, im dritten Stock stand noch der Flur und ein Zimmer, im zweiten Stock waren zwei Zimmer zerstört und im ersten Stock nur noch eines. Im Nachbarhaus war die Bombe explodiert und hatte dieses komplett zerstört. Unsere Wohnung in der dritten Etage war hingegen nur stark beschädigt. Türen und Fenster waren herausgerissen, Putz und Möbel lagen verstreut. In unserem Wohnzimmer hing noch immer das große Hitler-Porträt, das mein Vater einst geschenkt bekommen hatte. Meine Mutter riss es von der Wand, trat darauf herum und steckte es in den Ofen. Damit war das Thema „Nazi“ für unsere Familie endgültig erledigt.

Für uns war es wie ein Wunder, dass bei diesem Bombenangriff niemand in unserem oder dem Nachbargebäude ums Leben gekommen ist.

Der Angriff hatte in der gesamten Straße Schäden angerichtet. Viele Häuser waren stark beschädigt. Zudem musste eine Zeitzünder-Bombe, die auf der Straße lag, entschärft werden. Nachdem die Bombe entschärft worden war, haben wir Kinder noch mit den Resten davon gespielt.

Wir zogen vorübergehend zu Verwandten in den Kötnerholzweg. In dieser Zeit entrümpelte unsere Mutter mit einem jungen Tschechen unsere Wohnung und richtete sie notdürftig her. Dann mussten wir mangels Alternativen dorthin zurückkehren. Da der Keller des stark beschädigten Hauses gesperrt war, mussten wir im Alarmfall jedes Mal zum Kötnerholzweg laufen, um dort Schutz zu suchen. Wir waren nur wenige Male im Bunker am Pfarrlandplatz, denn die Enge, der Gestank und das Geschrei darin waren kaum auszuhalten. Außerdem bildete sich vor dem schmalen Eingang eine lange Schlange, sodass häufig noch Schutzsuchende bei Beginn einer Bombardierung vor der Tür standen.

Im benachbarten Bunker auf dem Hof in der Rampenstraße war in der Kriegszeit eine Bombe auf die Menschen gefallen, die vor dem Eingang warteten. Es gab viele Tote. Die Menschen waren regelrecht zerfetzt worden. Diese Nachricht verbreitete sich in Linden wie ein Lauffeuer.

Die letzten Kriegstage

Nach den Zerstörungen fiel die Wasserversorgung aus. Eine Ersatzpumpe wurde bei der Sauerkrautfabrik Tuschke in der Leinastraße installiert. Ich, damals sieben Jahre alt, musste Wasser holen – mit Kanister und Eimer. Immer mehr wurde ich von meiner Mutter als „der Große“ behandelt. Spielen war keine Kindersache mehr – ich half, das Überleben zu sichern. 1945 erreichte der Bombenkrieg seinen Höhepunkt. Als wir hörten, dass die Amerikaner kurz vor Hannover standen, erfasste uns Panik. Man befürchtete Straßenkämpfe wie in Stalingrad. Am 8./9. April begann der Artilleriebeschuss der Stadt. Granaten rissen Löcher in die Häuserwände. Wir suchten Zuflucht im Bunker. Am Morgen hieß es, die Amerikaner seien einmarschiert – der Widerstand sei beendet. Der Bombenkrieg war vorbei.

10. April 1945 – Der Einmarsch

Wir gingen nach Hause. An der Limmerstraße standen Menschen und winkten den einrückenden Panzern zu. Vor unserer Haustür begegnete Mutter einer Nachbarin – sie nahmen sich in die Arme und weinten.

Der Krieg war für uns zu Ende.
Doch wir alle hatten verloren.